

Navid Kermani – *Dein Name*

(2011, estratto)

Genere: narrativa - romanzo

Il monumentale romanzo *Dein Name* si configura come testo poliedrico che fonde in sé tratti autobiografici e autofinzionali tipici della letteratura contemporanea – il narratore e protagonista delle vicende ritratte è, infatti, uno scrittore di nome Navid Kermani –, romanzo familiare e di viaggio, saggismo scientifico-culturale, scrittura diaristica, riflessione poetologica e metaletteraria e dimensione del ricordo. Proprio intorno a quest'ultima ruotano due importanti piani del romanzo, che non segue una precisa trama lineare, ma è costituito da più filoni narrativi che si intersecano fra loro: da una parte si trova la ricostruzione della vita del nonno del protagonista, morto in Iran negli anni Ottanta, la quale avviene anche grazie alla lettura, da parte del narratore, di alcuni passi, riportati nel romanzo, dell'autobiografia dell'avo, e funge altresì da spunto per narrare la storia dell'Iran nel XX secolo; dall'altra sono presenti all'interno del testo una serie di scritti, simili nel loro aspetto a dei 'necrologi', redatti in memoria di figure vicine all'autore.

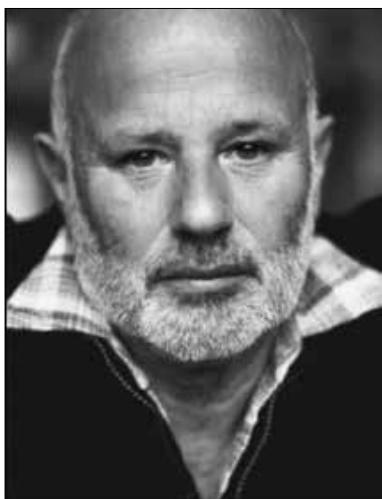
Inoltre, attraverso l'esposizione di continue riflessioni sulla creazione letteraria e sulla poetica dell'autore, il processo di redazione del romanzo diviene uno dei motivi centrali del testo, il quale mette costantemente in primo piano la sua genesi; grazie anche all'inserimento di reazioni di differenti lettori alla prima versione del manoscritto, il romanzo tematizza altresì già la propria critica, facendo così dell'autoriflessione uno dei suoi aspetti principali. L'autoriflessione investe anche la figura dell'autore, la cui vita ed esperienze contemporanee alla stesura del testo diventano argomento dello stesso.

L'estratto qui proposto offre un esempio della struttura narrativa del romanzo: il racconto di un narratore in prima persona che si identifica con l'autore viene di volta in volta interrotto da scritti – chiaramente redatti da Kermani – incentrati su persone defunte e legate allo scrittore da rapporti più o meno stretti. In questo caso il breve saggio si configura come una dichiarazione di stima nei confronti del collega ungherese István Eörsi, rimasto sconosciuto al grande pubblico, ma molto apprezzato dall'autore. La chiusura del brano propone inoltre una riflessione del narratore/autore sulla possibilità di ridurre il ricordo di un defunto a una mera manciata di battute di un testo.

Alessandra Goggio

Kurz gesagt möchte der Mann, um Navid Kermani am Samstag, dem 17. Juni 2006, einmal so zu nennen, wenn ich nicht immer vom Romanschreiber sprechen will, kurz gesagt möchte der Mann um 22:08 Uhr, da er wegen des Ausscheidens Irans bei der Weltmeisterschaft ein paar Grade zusätzlich geknickt ist, mit seiner Ehe aufhören. Es ist nicht das erste Mal, daß er den Wunsch spürt; neu aber ist der Eindruck, es sei auch für die Tochter besser, wenn das Schweigen ihrer Eltern nie wieder mit dem Streit erklärt wird, den sie doch auch ab und zu

mit dieser oder jenen Klassenkameradin habe, und daß sie dann doch auch besser ein, zwei Tage nicht mit der Klassenkameradin spiele. Was diese Mitteilung für den Roman bedeutet, den ich schreibe, ergibt sich aus dem vorletzten Absatz: Entweder streicht der Mann diesen Absatz, oder er trennt sich tatsächlich, oder die Frau darf den Roman nie lesen, den ich schreibe, jedenfalls nicht die nächsten Jahre (ach Gott, wie glücklich müßten sie miteinander werden, damit sie seinen jetzigen Zweifel aushält). Gleichwie, er muß endlich beginnen.



István Eörsi (16. Juni 1931 Budapest; 13. Oktober 2005 ebendort)

Auf István Eörsi bin ich durch sein Buch über Hiob und Heine gestoßen, früh in der Recherche über die metaphysische Revolte. Kurz überlegte ich, ob sein Buch meines überflüssig gemacht habe. Bis heute gehalten hat sich die Überraschung, daß jemand anders, ein unbekannter Ungar an abgelegenen Ort und in kuriosen rosa Einband, bereits aufgeschrieben hatte, was mir auf der Seele brannte. Die Fahnenhissung der persönlichen Not in überlieferten Texten, die zur Hermeneutik des Schriftstellers gehört, hat er weiter geführt als ich. Seine Beschreibung des todkranken Heine ist so furios, daß ich sie nur abkupfern konnte, sein Hiob ein Argument, daß Atheisten die besseren Theologen sind. Meine Frage zieht sich durch sein Buch, warum er sich überhaupt mit Gott beschäftigt: »Schreibe ich über Hiob, um zu erfahren, warum ich über ihn schreibe?

In unserer Bekanntschaft, die von Anfang an alle Anlagen zu einer Freundschaft aufwies, ohne daß sich genügend Gelegenheiten ergeben sollten, sie zu schließen, machte sich mehr und mehr bemerkbar, daß wir das Feld der Gottverlassenheit aus verschiedenen Richtungen betreten hatten, er aus der Gottlosigkeit, die ihm nicht genügte, ich aus dem Glauben, der mir nicht gelang. Einmal angekommen, verstanden wir uns sofort. Viel Verkehr herrschte dort ohnehin nicht; allein der Umstand, auf jemanden zu stoßen, der sich ebenfalls in die Einöde verirrt hat, zu der Religion unter europäischen Literaten geworden ist, schweißt schon zusammen. Außerdem konnten wir vom ersten Tag an miteinander lachen, obwohl oder weil wir mit dem Symposium am Berliner Wissenschaftskolleg, zu dem ich ihn eingeladen hatte, sofort bei unserem Thema waren: dem Schrecken Gottes. Die vielen Schnäpse,

die wir miteinander tranken, hielt ich im nachhinein immer für ungarisch, obwohl sie es nicht gewesen sein können. Ungarisch war vielleicht nur die Art, sie zu zelebrieren.

Wieviel uns andererseits trennte, behaupteten die Lebensläufe lange Zeit nur und sah ich ein, als wir in der Volksbühne Frank Castorfs Inszenierung von *Der Meister und Margarita* besuchten. Nichts von dem, was ich sah, hatte er gesehen, nichts von dem, was ich für verbindend hielt. Für ihn bestand die Inszenierung aus Klamauk, Schmutz und Geschrei. Mich hingegen durchfuhr der nackte Jesus in der Badewanne, der per Videoleinwand von der Hinterbühne übertragen wurde, wie eine Offenbarung: So, nur so könne man heute über das Heilige sprechen. Es war ebenjene todernste Lächerlichkeit, mit der allein von Wahrheit zu künden wäre, das Gegenteil von Blasphemie.

Wir weiteten die Kontroverse nicht aus. Er war entschieden in seiner Empörung. Ich leugnete nicht meinen Standpunkt, sah aber davon ab, ihn zu verfechten. Nicht nur aus Respekt begrenzte ich den Schaden so rasch, nicht nur aus Furcht vor einer Auseinandersetzung, die schlimmstenfalls den Keim eines Zerwürfnisses hinterlassen konnte, da es uns beiden ernst mit unseren Sichtweisen war. Noch während wir uns über die Aufführung stritten, machte ich eine merkwürdige Entdeckung: Ich verstand ihn. Ohne damals schon István Eörsis Biographie zu kennen, nicht viel mehr, als daß er 1931 als Jude in Europa geboren, 1956 als Ungar verhaftet worden war und was sonst noch auf dem Buchdeckel steht, spürte ich, daß die Aufführung einem Menschen mit seiner Widerstandsgeschichte klein vorkommen konnte, unwahrhaftig; ich spürte, daß er ihr womöglich zu Recht absprach, die Weltanschauung und das Weltdesaster erfaßt zu haben, die *Der Meister und Margerita* behandelt. Das änderte nichts an meinem eigenen Urteil oder nur soviel, daß ich bereit war, es zu relativieren. Der Abend wollte nicht die Zustände auf die Bühne bringen, die Bulgakow meinte und Eörsi kannte. Trotz Castorf und Ostberlin war es ein Abend, der aus dem Verlangen entstand, daß es andere als die gegenwärtigen Zustände geben könne. Es war ein Abend über den Glauben, der zum Wunsch geworden ist. Das war mein Zugang zu dem Feld, nicht Eörsis. Es hätte aufregend werden können für mich, vielleicht auch für ihn, wie es weitergegangen wäre mit unserer Begegnung nach der Erkenntnis, daß wir uns gleichzeitig nahe- und fernstanden.

Zwei-, dreimal trafen wir uns noch am Wissenschaftskolleg, wohin ich ihn zu allen Empfängen einlud, ohne daß sich Gelegenheit bot, unser eigenes Gespräch fortzuführen. Statt dessen unterhielten wir uns häufig über Politik, wie man es bei Geselligkeiten und auf Empfängen tut, wenn man weder über eigene Bedrängnisse noch über Belanglosigkeiten reden möchte. Zu Kontroversen kam es leider nicht mehr. Sein Urteile waren von einer Aufrichtigkeit und moralischen Schlüssigkeit, die trotz der Genauigkeit und Schärfe gelegentlich langweilig geworden wären, wenn er nicht immer wieder die Kritik an sich selbst, an früheren Positionen eingeworfen hätte, die die Möglichkeit signalisierte, auch die jetzigen Analysen zu revidieren. Er war jemand, der sich streng an seine Prinzipien hielt im Bewußtsein, daß sie sich als falsch erweisen konnten. In seinen Band über den Rätselhaften Charme der Freiheit, in den er mir die Widmung schrieb, daß auch das Neinsagen schön sein könne, läßt sich das stete Bemühen gut beobachten, Haltung zu bewahren, ohne die eigene Unsicherheit zu kaschieren.

Seine Essays über den Aufstand in Ungarn, nach dessen Niederschlagung er noch Jahre im Gefängnis saß, sind geradezu klinisch gereinigt von Eitelkeit. In keinem einzigen fehlt das Geständnis, in jüngeren Jahren selbst Stalin angehimmelt zu haben. Aber auch sein Aufschrei nach Srebrenica erweist die Kurzsicht speziell deutscher Großdichter, deren Werk er in

anderen Zusammenhängen dennoch preisen kann. Ungeachtet seiner jüdischen Herkunft war er leidenschaftlich in seiner Kritik an der israelischen Besatzung. So nahm er auch an dem Treffen der Dichter Adonis, Mahmud Darwisch und Abbas Beydoun teil, die unter anderem das arabische Verhältnis zu Erbe und Gegenwart der Juden im Nahen Osten diskutierten. Es war die beste, die wichtigste Debatte, die ich in den drei Berliner Jahren zustande gebracht habe.

Eörsis Zusage war wichtig, weil die beiden Ungarn am Kolleg, Péter Nádas und der damals frisch gekürte Nobelpreisträger Imre Kertész, nicht die fünfzig Meter vom Hauptgebäude in die Villa Jaffé zu laufen bereit "waren. Nádas entschuldigte sich mit Arbeit, Kertész nicht einmal damit. Ohne Eörsi wären die europäische Literatur und die Schoa nicht anwesend gewesen in dem vielleicht vierzigköpfigen Kreis aus arabischen Intellektuellen, Fellows aus aller Welt und deutschen Journalisten, die in der Villa einer enteigneten jüdischen Familie im Grunewald über das Schreiben nach und mit der Vertreibung nachdachten. Das Gespräch hätte nicht stattfinden dürfen, so schien es mir, oder wäre mißlungen. Eörsis Bemerkungen und Fragen irritierten und bewegten insbesondere die arabischen Gäste so sehr, daß ich seine beiden Landsleute nicht mehr vermißte.

Das genügt. Ehrenrühriges, Geheimnisse, Mißbilligungen, auch wenn dergleichen vorläge, wird der Romanschreiber grundsätzlich vermeiden beziehungsweise auf die Schmierzettel beschränken, die zwischen den Kapiteln liegen. Wer tot ist, dem redet er nicht nach. Abgesehen davon, dürfen die Gedächtnisse nicht zu ausführlich geraten. Er würde sie nicht bewältigen und nach einer Zeit aufgeben. Bei manchen Menschen, die ihm dennoch etwas bedeuten, würde ihm gar nicht genügend einfallen. Engen Freunden oder Verwandten hingegen müßte er ein ganzes Buch widmen, wollte er sie im gleichen Maßstab bedenken. Er muß realistisch sein, kühl kalkulieren, wenn er überhaupt eine Chance haben möchte. Er muß für die Jahre vorsorgen, wenn er an die Notwendigkeit nicht mehr glaubt, jedes Menschen zu gedenken, der ihm auf Erden fehlt, und die Pflicht lästig zu werden beginnt; wenn die Toten stören, weil er mit einem Roman beschäftigt ist, wie er ihn früher schrieb, oder etwas anderem, das er für wichtiger hält. Die letzten Tage hat er häufig überlegt, ob alle Toten ungefähr den gleichen Platz erhalten oder ob er die Länge, je nach Grad, Meter, Liter, Gramm, Bytes oder Protonen, variieren soll. Wird es Ehrenplätze geben oder ausschließlich Reihengräber? Wenn einem Bekannten, sagen wir, zehntausend Anschläge zustünden – mit wieviel Anschlägen gedächte der Romanschreiber später der Mutter, dem Vater? Unterschiede würden den Eindruck erzeugen, daß Angemessenheit möglich sei. Geeigneter erscheinen formale Beschränkungen, Mindest- und Höchstzahl von Anschlägen, knappes ritualisiertes Gedenken, gleich wie groß die Trauer.